

Biographische und ethnomethodologische Forschung als Analyseinstrument für die Konstruktion von Geschlecht

Felden, Heide von

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Felden, H. v. (2003). Biographische und ethnomethodologische Forschung als Analyseinstrument für die Konstruktion von Geschlecht. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 4(2), 261-280. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-279500>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Heide von Felden

Biographische und ethnomethodologische Forschung als Analyseinstrument für die Konstruktion von Geschlecht

Zusammenfassung

Der Beitrag beschäftigt sich mit den Möglichkeiten zur empirischen Erforschung von Geschlecht und geht insbesondere auf die methodologischen und methodischen Probleme der Forschung ein. Geschlecht wird als soziale Konstruktion gedacht, die wesentlich von Individuen in sozialer Interaktion hergestellt wird. Biographische und ethnomethodologische Forschung untersucht als qualitative Forschung sowohl die Erfahrungsaufschichtung und damit die Prozesse der Geschlechtwerdung einer Person (diachrone Perspektive vor allem der Biographieforschung) als auch die Interaktionen zwischen Menschen (synchrone Perspektive vor allem der Ethnomethodologie). Um die Konstruktion von Geschlecht unabhängig vom Alltagswissen von Subjekten rekonstruieren zu können, geht es bei der Forschung verstärkt um die Frage nach dem Verhältnis von gesellschaftlichem Konstituiertsein und der Aktivität der Subjekte, sei es als biographische Leistung der Akteure oder als Performativität in Interaktionen. Die vorgestellten Forschungsansätze stimmen darin überein, dass eine Theorie zur Analyse der Konstruktion von Geschlecht weiterhin gefordert ist und dass Geschlecht immer zusammen mit anderen Kategorien wirkt.

Abstract

This article explores possibilities in the design of empirical studies of gender, specifically methodological and methodical problems. Gender is epistemologically taken as social construction formed through social interaction. Biographical and ethnomethodological forms of qualitative research examine the progressive experiences, and thus the processes of the gender development of a person (diachron perspective of biographical researching) and the interactions between humans (synchron perspective of ethnomethodology) both. In order to be able to reconstruct the construction of gender, independently of the everyday life knowledge of subjects, the research asks for the relationship of social constitution and the activity of men, it is as biographical achievement of the participants or as performativity in interaction. The protagonists agree that a theory for the analysis of the construction of gender is necessary and that gender always works together with other categories.

1. Einleitung

Spätestens seit den Debatten Anfang der 1990er Jahre in der Frauen- und Geschlechterforschung gilt die Kategorie Geschlecht als soziale Konstruktion, über deren methodologische und methodische Erfassung kontrovers diskutiert wird. Die qualitativ-empirische Forschung in biographischer und ethnomethodologischer Ausrichtung bietet mit ihren Erhebungs- und Auswertungsmethoden einen geeigneten Rahmen, um über die Probleme und Chancen einer adäquaten Analyse von Geschlecht differenziert nachzudenken. In diesem Beitrag diskutiere ich ausgehend von der Darstellung der Grundlagen qualitativ-empirischer Forschung (Teil 2) und verschiedener Ansätze zur Erfassung der Kategorie Geschlecht (Teil 3) vor allem die Forschungsprobleme, die sich auf der methodologischen und methodischen Ebene im Rahmen biographischer und ethnomethodologischer Forschung darstellen (Teil 4 und 5). Damit gebe ich einen Überblick über den Stand der Forschung zu diesem Problem und weise auf die offenen Fragen in diesem „work in progress“ hin.

2. Grundlagen qualitativ-empirischer Forschungsansätze

Empirische Forschungsansätze haben im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren einen starken Aufschwung erlebt. Mit der so genannten „realistischen Wendung“ (Roth) war eine Hinwendung der Erziehungswissenschaft vor allem zu empirisch-quantitativen Methoden zu verzeichnen, die von einer Kritik des Wissenschaftscharakters der traditionellen geisteswissenschaftlichen Pädagogik begleitet war und sozial abgestützt wurde durch die Ära der Bildungsreform. Ein optimistisches Politikverständnis, das auf rationale Gestaltung von Bildungs- und Sozialstrukturen setzte, verband sich mit einem Wissenschaftsverständnis, das die Erkennbarkeit und Gestaltbarkeit von Sozial- und Bildungsverhältnissen behauptete. Mit dem Abklingen des Bildungsoptimismus Ende der 1970er Jahre und dem Interesse an der Verbindung von Strukturfragen mit Fragen der Interaktion, des Subjekts und der gelebten Lebenswelt wandte sich eine bedeutende erziehungswissenschaftliche Strömung dann stärker qualitativ-empirischen Forschungsmethoden zu und rezipierte dabei Theorieansätze der Phänomenologie (Husserl), der Hermeneutik (Dilthey, Gadamer), des Symbolischen Interaktionismus (Mead) und der Verstehenden Soziologie (Schütz). Die zu Beginn festzustellende Konfrontation zwischen quantitativer und qualitativer Forschung ist inzwischen einem Normalisierungsprozess gewichen, in dem den jeweiligen Gegenstandsbereichen und Fragestellungen die entsprechende methodische Herangehensweise zugeordnet oder eine Triangulation von quantitativen und qualitativen Methoden gewählt wird.

Die Unterschiede zwischen quantitativen und qualitativen Forschungsansätzen fasste Ewald Terhart 1997 kurz zusammen:

„Quantitativ-empirisch, werden solche Forschungsprojekte genannt, die ihre Fragestellungen zu einem System von Hypothesen ausarbeiten, diesen Hypothesen dann Variablen (veränderliche Größen) zuordnen und schließlich Instrumente der Datenerhebung einsetzen, die die jeweilige Ausprägung eines Merkmals möglichst quantitativ (numerisch) abbilden. Das so gewonnene Zahlenmaterial kann dann statistisch ausgewertet werden (Verteilungen, Zusammenhänge, Faktoren etc.); diese Auswertung erfolgt zum Zweck der Überprüfung der vorab definierten Hypothesen, die schließlich widerlegt oder (vorläufig) bestätigt werden. Als ‚qualitativ-empirisch, werden demgegenüber solche Forschungsprojekte gekennzeichnet, die zwar auch von Fragestellungen ausgehen, jedoch darauf gerichtet sind, durch einen möglichst (!) unvoreingenommenen, unmittelbaren Zugang zum jeweiligen sozialen Feld und unter Berücksichtigung der Weltsicht der dort Handelnden ausgehend von dieser unmittelbaren Erfahrung Beschreibungen, Rekonstruktionen, Strukturgeneralisierungen vorzunehmen. Entscheidend ist, daß das *jedem* Erkenntnisakt zugrundeliegende Verhältnis von Wirklichkeit und Abstraktion, von Erfahrung und Theorie *sowohl* für quantitative wie für qualitative Forschung konstitutiv ist, jedoch unterschiedlich akzentuiert wird: In quantitativ-empirischer Forschung wird ein streng theorie- und hypothesengeleitetes Verfahren bzw. Instrumentarium auf die Wirklichkeit gerichtet, die – derartig zubereitet – dann nur noch im Rahmen der vorab erfolgten Kanalisierung des Blicks auf die Abstraktionsebene zurückwirken kann. In qualitativ-empirischer Forschung wird umgekehrt versucht, Abstraktionen aus der Erfahrung zu generieren und dabei einen Rückbezug auf die Erfahrungsbasis kontinuierlich aufrechtzuerhalten“ (Terhart 1997, S. 28).

Qualitativ-empirische Ansätze sind dem Interpretativen Paradigma (Wilson 1981) verpflichtet, das davon ausgeht, dass Wirklichkeit nur als eine zu interpretierende wahrgenommen werden könne und Sozialforschung nur zu gehaltvollen Hypothesen kommen könne, wenn die Orientierungs- und Interpretationsleistungen der Akteure der sozialen Welt explizit in die Erklärung sozialen Handelns mit einfließt. Diese Auffassung basiert auf Theorieentwicklungen, die in starkem Maß von der Soziologie von Alfred Schütz (1974) und dem Symbolischen Interaktionismus in der Tradition von George Herbert Mead (1973) entwickelt wurden und als interpretative Soziologie (Giddens 1984) bezeichnet werden. Soziologische Begriffe sind nach Schütz Konstrukte zweiten Grades, die aufgrund von Begriffen entstehen, mit denen Alltagsmenschen ihre Welt beschreiben und sie damit sinnhaft konstruieren. Soziologische Forschung muss also zum einen die Interpretation der sozialen Akteure verstehen und zum anderen das Alltagswissen der Akteure transzendieren, um nicht bei einem bloßen Nachvollzug des Alltagswissens stehen zu bleiben.

Qualitative Forschung geht also vom Gegenstandsbezug einer durch interaktives Handeln konstituierten Welt aus, die allerdings nicht jederzeit beliebig zur Disposition steht, sondern sich auch zu Strukturen verdichtet hat, die den Menschen quasi „objektiv“ gegenübersteht, die dennoch aber sozial erzeugt und prinzipiell änderbar ist. Der Forschungsansatz legt Wert auf den Nachvollzug der subjektiven Perspektive, die aber gleichwohl überschritten wird, indem Regeln, Muster und Strukturen herausgearbeitet werden, die den einzelnen nicht bewusst sind. Qualitative Forschung besteht auf der Offenheit des Forschungsprozesses, in dem durch Abduktion Theorie generiert wird im Sinne einer gegenstandsbegründeten Theorie, der „grounded theory“ (Glaser/Strauss 1979). Schließlich fußt qualitative Forschung auf Interpretationen, sei es als verste-

hende Beschreibung, als Rekonstruktion oder als aktivierende Sozialforschung und ist auf die Spiralauslegung des sinnauslegenden Erkennens (hermeneutischer Zirkel) angewiesen.

In der qualitativ-empirischen Forschung haben sich verschiedene Methoden etabliert, die unterschiedlich Daten erheben bzw. mit Daten, Quellen, Medien umgehen und die sich einer breiten Palette an Auswertungsinstrumentarien bedienen. Bei der Datenerhebung sind zu unterscheiden die Analyse von Dokumenten (historische Quellen, Texte, Bilder, Photographien u.a.), die Beobachtung von sozialen Interaktionen (Feldforschung, Gruppendiskussionen u.a.) durch teilnehmende Beobachtung und/oder durch die Aufzeichnung mit audiovisuellen Medien sowie die Durchführung von Interviews (biographische und narrative Interviews, teilstrukturierte Interviews u.a.). In der Auswertung der Materialien unterscheiden sich die Forschungsansätze etwa ethnomethodologischer Verfahren von Verfahren der Biographieforschung, der objektiven Hermeneutik, der Dokumentarischen Methode oder psychoanalytischer und tiefenhermeneutischer Verfahren sowie der Konversationsanalyse und der Diskursanalyse, um nur einige zu nennen.

3. Qualitative Forschung und Geschlecht

Seit der Entwicklung der Frauenforschung in den 1970er Jahren haben qualitative Forschungsverfahren in diesem Bereich einen hohen Stellenwert. Ursprünglich wurde die hohe Affinität beider Bereiche begründet mit der besonderen Möglichkeit der qualitativen Forschung, Unbekanntes zu explorieren, da die Perspektive von Frauen in der traditionellen männerdominierten Forschung nicht berücksichtigt wurde. Die Hinwendung zu Alltagserfahrungen und das Ernstnehmen der Subjekte mit eigenen Relevanzstrukturen machte die qualitative Forschung zum bevorzugten Forschungsansatz der Frauenforschung. Zudem galt qualitative Forschung als in besonderem Maße geeignet, Parteilichkeit und Empathie für die Lebenssituation von Frauen in Kritik am Androzentrismus auszudrücken. Die 1978 von Maria Mies veröffentlichten „Methodischen Postulate zur Frauenforschung“ (Mies 1978) galten in dieser Zeit als Grundlagen-Programmatik. In der Folge und in der zunehmenden Institutionalisierung der Frauenforschung in den 1980er Jahren aber wurden die methodischen Postulate zunehmend einer kontroversen Diskussion unterzogen (vgl. Abels 1997). Die Postulate der Betroffenheit, der Parteilichkeit und des Erfahrungsbezuges wurden kritisiert, differenziert und weiterentwickelt. Analog zur theoretischen Weiterentwicklung der Frauenforschung zur Geschlechterforschung in den 1990er Jahren entwickelte sich die Forschung von einer Betroffenheitsforschung zu einer Forschung mit sozialkonstruktivistischer Perspektive. Die ursprünglich enge Verzahnung von wissenschaftlicher Forschung und politischer Praxis wich einer stärkeren Betonung der Differenz von Wissenschaft und Lebenspraxis. Auch die Orientierung am Modell der Aktionsforschung wurde abgelöst von einer stärkeren Unterscheidung der Logiken von Begründungs- und

Verwertungszusammenhang. Nicht mehr die Erforschung von weiblichen Lebenszusammenhängen stand im Vordergrund, sondern Geschlecht wurde stärker relational verstanden und auf Geschlechterverhältnisse hin untersucht (vgl. Behnke/Meuser 1999, S. 8). Der Bezug von Forscherinnen und Forschern zum Forschungsfeld wurde zunehmend als selbstreflexiver Forschungsprozess gestaltet und die Fragen von Erfahrung, Macht und Rationalität als Momente des Forschungsprozesses wurden stärker in Hinsicht auf die wissenschaftliche Konstitution des Forschungsgegenstandes reflektiert (vgl. Müller 1994).

Geschlecht gilt seit den Forschungen aus den Bereichen der Ethnomethodologie (Garfinkel 1967) und des Symbolischen Interaktionismus (Goffman 1977) als soziale und kulturelle Konstruktion. Diese Forschungen waren im anglo-amerikanischen Raum bereits in den 1970er und 1980er Jahren breit diskutiert worden, gelangten in die bundesdeutsche feministische Forschung aber erst in den 1990er Jahren, nachdem die Rezeptionssperre gegenüber konstruktivistischen Ansätzen überwunden worden war (vgl. Gildemeister/Wetterer 1992). Goffman hatte die vielfältigen Aushandlungen und Interpretationsprozesse der alltäglichen Wirklichkeit untersucht und die Interaktion zwischen Individuen als Darstellung von Rollen verstanden, bei der spezifische Regeln gelten, die meist ungeschrieben, aber dennoch bindend und wirksam sind. In seinem Aufsatz „The Arrangement between Sexes“ (Goffman 1977) setzte sich Goffman mit den institutionellen Regeln für den öffentlichen Umgang zwischen den Geschlechtern auseinander. Garfinkel zeigte u.a. anhand von Krisenexperimenten, in denen sich Personen in Alltagssituationen bewusst gegen die Erwartungen verhielten, wie stark die Alltagskommunikation aus Ritualen und unhinterfragten Regeln besteht. Anhand seiner Studie über die Transsexuelle Agnes (Garfinkel 1967) wurde deutlich, dass die bipolare Geschlechtszugehörigkeit Omni-relevanz beansprucht. Es zeigte sich, dass „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ nicht einfach an die biologischen Geschlechtsunterschiede gebunden sind, sondern als Bündel von Verhaltenserwartungen eine Eigendynamik entwickeln und kulturell präsentiert werden müssen. Im Alltag ist folglich die permanente Konstruktion von Geschlecht (doing gender) notwendig.

„Das Herstellen von Geschlecht (doing gender) umfasst eine gebündelte Vielfalt sozial gesteuerter Tätigkeiten auf der Ebene der Wahrnehmung, der Interaktion und der Alltagspolitik, welche bestimmte Handlungen mit der Bedeutung versehen, Ausdruck weiblicher oder männlicher ‚Natur‘ zu sein. Wenn wir das Geschlecht (gender) als eine Leistung ansehen, als ein erworbenes Merkmal des Handelns in sozialen Situationen, wendet sich unsere Aufmerksamkeit von Faktoren ab, die im Individuum verankert sind, und konzentriert sich auf interaktive und letztlich institutionelle Bereiche. In gewissem Sinn sind es die Individuen, die das Geschlecht hervorbringen“ (West/Zimmerman 1991, zit. nach Gildemeister/Wetterer 1992 236).

Geschlecht wurde in diesem Zusammenhang also als soziale Konstruktion gedacht, die wesentlich von Individuen in sozialer Interaktion hergestellt wird. Indem die Aufmerksamkeit auf die Interaktionen der Menschen gelegt wurde, ließen sich Verhaltensweisen und Handlungen einzelner in ihren Mustern und ihrer Verschiedenheit analysieren. Es wurde offenbar, dass das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit eine Binarität voraussetzt und damit auch die Notwendigkeit der binären Einordnung erzeugt. Geschlecht hat offenbar eine

grundlegende Ordnungsfunktion in modernen westlichen Gesellschaften, der sich die einzelnen im Prinzip nicht entziehen. So sind Individuen mit geschlechtstypischen Zuschreibungen konfrontiert bzw. nehmen sie als sozial wirksame Maßstäbe während ihres gesamten Lebens auf und konstruieren sich prinzipiell im Rahmen dieser Maßstäbe. Einerseits kann festgestellt werden, dass die sozial erzeugten Strukturen der Geschlechterdualität sich zu sehr starren institutionalisierten Strukturen verfestigt haben, die im Alltagsbewusstsein einen quasi „natürlichen“ Charakter einnehmen, andererseits kann die prinzipielle Veränderbarkeit dieser Strukturen an den konkreten Interaktionen und sozialen Handlungen der Individuen abgelesen werden. Insofern sind geschlechtstypische Zuschreibungen „komplexe, in sich widersprüchliche und interpretationswürdige Präskripte, die prinzipiell in jeder Handlungssituation [...] zur Disposition stehen, reproduziert oder modifiziert werden“ (Dausien 1996, S. 581).

Diesem Gedanken der sozialen Herstellung von Geschlecht lag im angloamerikanischen Raum der Gedanke der Trennung in „sex“ und „gender“ zugrunde, Begriffe, die im Deutschen mit biologischem Geschlecht (sex) und kulturellem Geschlecht (gender) übersetzt wurden. Ursprünglich haben amerikanische Psychoanalytiker die Tatsache, dass es auch zu Diskrepanzen kommen kann zwischen der offensichtlichen Körperform und dem, wie sich jemand selbst empfindet (etwa bei Transsexuellen/Intersexes) seit den 1960er Jahren mit der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* zu fassen versucht. Der feministischen Theorie schien der Begriff gut geeignet, um deutlich zu machen, dass „Geschlecht“ über die biologische, naturhafte Dimension hinaus vor allem eine kulturelle, soziale Verfasstheit bezeichnet, dass es sich bei allen Auslegungen von Geschlecht, um die es im Alltag geht, um diskursive Zuschreibungen, um zugefügte Bedeutungen und normative Setzungen handelt – nicht um kausale Zusammenhänge, etwa naturhafte Folgen der Anatomie (vgl. Rendtorff/Moser 1999, S. 313). Der Unterschied zwischen sex und gender wurde dahingehend gedacht, dass körperlich erkennbare, unterscheidbare Merkmale vorhanden sind, die jeweils Bedeutung erlangen. Diese Bedeutung wurde als Konstruktion interpretiert, die auch einer Änderung unterzogen werden könne.

Mit den Gedanken Judith Butlers Anfang der 1990er Jahre wurde die Geschlechterforschung um weitere Auseinandersetzungen belebt (vgl. Butler 1991). Die an Foucault, Derrida und Lacan orientierte Poststrukturalistin Butler befragt alle Identitätsunterstellungen, einschließlich der Geschlechteridentität, auf ihre Voraussetzungen, Ausschlüsse und Verwerfungen. Jede identitätsorientierte Definition beinhaltet zahlreiche Ausschlüsse, die – so ihr Plädoyer – mit reflektiert werden müssten. In diesem Zusammenhang ist die Rede vom „Tod des Subjekts“ in die Debatte geworfen worden, womit vor allem die Vorstellung des klassischen, autonomen, mit sich identischen, aus sich schöpfenden, der Gesellschaft gegenübergestellten Subjekts kritisiert werden sollte. Auch Universalismen gehören zu solcherart Definitionen, die nach Butler immer auch Ausschlüsse produzieren. Der Bezug auf die sogenannten „Meta-Erzählungen“ wird von Butler in Hinsicht auf seinen fundamentalisierenden (foundationalism) Charakter abgelehnt. Sie plädiert dagegen für eine Denkform ständiger Reflexionen und Infragestellungen. Weiterhin stellt Butler die Aufteilung des Geschlechts in „sex“ und „gender“ ebenfalls in Frage und behauptet

die kulturelle Überformung auch der körperlichen Zweigeschlechtlichkeit. Für sie ist nicht nur „gender“ ein diskursives Konstrukt, sondern auch „sex“, da eine Unterscheidung von Natur und Kultur unlogischerweise den Bereich der Natur außerhalb der diskursiven Praktiken belassen würde. Wie auch andere Untersuchungen der historischen Formung von Geschlecht belegen (vgl. Laqueur 1992, Honegger 1991), seien auch körperliche Erscheinungen nicht außerhalb kultureller Einflüsse verortbar, sondern unterlägen ihnen. Butler geht es um die Dekonstruktion von Erscheinungen. Nach ihrer Meinung zeige sich an der Unterscheidung von Männern und Frauen die diskursive Normierung von Geschlechtsidentität, die unauflöslich mit der heterosexuellen Normierung des Begehrens verknüpft sei. Ihr geht es darum, diese grundlegenden Machtformationen in Form des Bündnisses zwischen dem System der Zwangsheterosexualität und den diskursiven Kategorien, die die Identitätskonzepte von Frau und Mann begründen, durch Dekonstruktion zu entlarven. Jede Bezeichnung schaffe erst den Sinn, den die Bezeichnung ausmache. „Der Horizont, in dem wir handeln, bildet für Foucault eine konstitutive Möglichkeit unserer Handlungsfähigkeit und nicht bloß oder ausschließlich ein äußerliches Feld oder einen Schauplatz für unsere Operationen“, so Judith Butler 1993 (Butler 1993, 42). Dekonstruktion meint in diesem Zusammenhang ein fortwährendes Neu-Lesen, Wiederholen oder Verschieben von Bezeichnungen, so dass auf diesem Weg schrittweise Veränderung von Sinn möglich werde.

Gudrun-Axeli Knapp (2000) merkt an, dass sich Judith Butlers Analyse „im geschichts- und empiriefreien Raum metatheoretischer Reflexion“ (ebd., S. 84) bewege. Damit ist neben einer Kritik vor allem eine Bezeichnung der Denkebene gemeint, auf der Butler die Logiken des Denkens der Geschlechterdifferenz verortet. Butlers Interesse ist es, Geschlechtsidentität auszuhebeln und für diejenigen einzutreten, die von den mächtigen Diskursen ausgegrenzt werden, den Homosexuellen und den geschlechtlich nicht eindeutig Zuzuordnenden. Durch systematische Entnaturalisierung des Denkens von Geschlecht möchte sie einen Vorstellungsraum für die verschiedenen Konstellationen von Körperlichkeit, Begehren und Identität öffnen. „Mit dieser sprach- bzw. wissenstheoretischen Wende ist eine charakteristische Veränderung der Reflexionsrichtung verbunden: Anstatt geschlechtstypische Ausprägungen von Persönlichkeitsmerkmalen bei Frauen und Männern zu untersuchen und deren Entwicklungsgeschichte zu rekonstruieren, anstatt die Strukturen und sozialgeschichtlichen Konstitutionsprozesse von Geschlechterverhältnissen und ihren Zusammenhang mit der Gesamtgesellschaft zu bestimmen, werden jetzt die sprachlich-diskursiven Formen und Verfahren studiert, in welchen Geschlechterdifferenz und -beziehungen ‚konstruiert‘, ‚repräsentiert‘, oder ‚praktiziert‘ werden“, so Knapp (ebd., S. 72). Geschlecht werde nicht mehr gegenstandstheoretisch, sondern auf der Ebene der Reflexion über die Möglichkeiten, darüber zu sprechen, verhandelt. Butlers poststrukturalistische Ideen werden gemeinhin der Postmoderne zugeordnet, eine Zuweisung, die Butler selbst ablehnt, da sie damit Homogenitätsvorstellungen befürchtet, die den stets unabgeschlossenen Aneignungs- und Umdeutungsprozessen, in denen sich theoretisches Denken vollzieht, nicht angemessen seien (vgl. Butler 1993, S. 31ff).

Die Unterschiede zwischen den Ansätzen in der Geschlechterforschung lassen sich an den Begriffen „Konstruktion“ und „Dekonstruktion“ deutlich machen. Barbara Rendtorff hat die Unterschiede der Begriffe kurz erläutert:

„Wir könnten also zusammenfassen, daß man mit einer *konstruktivistischen* Perspektive das Gewordensein betont, die performative Herstellung, die Eigenaktivität der Individuen, die Konstitutionsleistung des Subjekts im Erkenntnisprozess; und daß wir *dekonstruktivistische* Ansätze verwenden, um die Selbstgewißheit dieses Subjekts anzuzweifeln, um das Funktionieren, die subtilen und verborgenen Wirkungsweisen des Denkens offenzulegen, seine Machtgebundenheiten usw. – und damit auch die Veränderlichkeit der Geschlechterordnung. Es ließe sich sogar die These vertreten, daß konstruktivistische Ansätze mit der Betonung der Konstruktionsleistungen der Subjekte und der Analysierbarkeit der Konstruktionsbedingungen gerade denjenigen Aspekt betonen und wertschätzen, den Dekonstruktion ihnen wieder unter den Füßen wegzieht, indem sie ihrerseits die ‚Technik,‘ den *Akt* des Konstruierens selbst auf seine festlegenden und ausschließenden Aspekte hin befragt und betont, daß Widersprüchlichkeiten, Heterogenitäten sich nicht in Klarheiten auflösen, sondern nur in einem ‚Gewebe von Spuren, darstellen lassen‘ (Rendtorff 2000, S. 47).

Geschlecht wird also als soziale Konstruktion aufgefasst, wobei die Unterschiede zwischen eher modernen und eher postmodernen Ansätzen sich in Hinsicht auf die Rolle des Subjekts und fundamentalisierenden Aussagen unterscheiden und in Bezug auf die methodologische Einordnung zwischen empirischer Analyse und Diskursanalyse bewegen.

4. Zur Diskussion von Forschungsproblemen im Rahmen der biographischen und ethnomethodologischen Forschung über Geschlecht

Die qualitative Forschung setzt an den subjektiven Wahrnehmungen und Handlungen von Akteuren an und bietet so die Möglichkeit, deren Konstruktionen auf dem Feld ihrer Interaktionen zu beschreiben und im Rahmen ihrer Biographie und ihrer Erfahrungsaufschichtung zu rekonstruieren. Damit sind grundsätzlich zwei Perspektiven verbunden: die diachrone und die synchrone Perspektive. Während die ethnomethodologische Forschung sich vor allem mit den Interaktionen zwischen Menschen befasst und damit die synchrone Perspektive im Blick hat, ermöglicht die Biographieforschung neben der synchronen Perspektive auch die Erfassung der diachronen Perspektive und damit die Erfahrungsaufschichtung einer Person und die Prozesse ihrer Geschlechtwerdung. In beiden Perspektiven geht es um ihre Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen und Orientierungen.

Eine besondere Problematik in der qualitativ-empirischen Untersuchung von Geschlecht besteht darin, dass Geschlecht auf der Alltagsebene als unhinterfragte Struktur der Zweigeschlechtlichkeit von „weiblich“ und „männlich“ aufgefasst wird und die Forschung zunächst an dieser Alltagsebene ansetzt, aller-

dings das Ziel hat, herauszufinden, wie Geschlecht hergestellt wird, ohne das Alltagsverständnis zu perpetuieren. Forscherinnen und Forscher sind selbst in diese Alltagswelt verstrickt und müssen sich im empirischen Feld auch zunächst auf das Alltagsverständnis einlassen. Um der Gefahr der bloßen Reifizierung aber zu entgehen, bedarf es eines kontrollierten methodischen Vorgehens. Carol Hagemann-White (1993) hat dazu den Vorschlag gemacht, in der Forschungsstrategie die Differenzperspektive abwechselnd ernst zu nehmen und außer Kraft zu setzen. „Die Perspektive der kulturellen Konstruktion des Geschlechts würde sich in einer theoretischen Aufgeschlossenheit äußern, welche Forschungsansätze mit einem Differenzansatz aufgreift und sie mit solchen verknüpft, die von der potentiellen Geschlechtsunabhängigkeit eben der gleichen Befunde ausgehen. Beide müssten als notwendige und legitime Vorstufen zu einer Theorie und Empirie gelten, welche in der Lage ist, Verhaltens-, Sprach- oder Denkmuster in ihrer geschlechtlichen Aufladung unabhängig von dem Zuordnungsgeschlecht der Person auszumachen“ (ebd., S. 76). Hagemann-White schlägt vor, dass die mit Geschlechtsbedeutung versehenen Elemente identifiziert werden müssen. „Erst wenn ich weiß, daß ein Mensch unbekannten Geschlechts mir mit einer bestimmten Äußerung ‚Weiblichkeit‘ signalisiert, beginne ich zu sehen, wie ‚Frauen, und ‚Männer, eine solche Äußerung einsetzen und gegebenenfalls deren Folgen konterkarieren“ (ebd.). Hagemann-White geht es also um die Identifizierung von als weiblich oder männlich konnotierten Bedeutungen, ohne sie von vornherein von Frauen und Männern abzuleiten und ohne sie Frauen und Männern vorschnell zuzuweisen. Sie möchte im empirischen Verfahren gender-Bedeutungen von den Personen trennen und plädiert deshalb für eine Forschung, die auf der Unterscheidung zwischen dem Subjekt selbst und dessen bewussten Deutungen eigenen Handelns, Wünschens und Fühlens beruht. Es könne nicht darum gehen, allein die Perspektive der Individuen im Feld nachzuerzählen, sondern der Forschungsfokus auf die kulturelle Konstruktion von Geschlecht führe dazu, individuelle Gefühle und Deutungen als Ergebnisse der alltäglichen Produktion einer Geschlechterordnung aufzufassen (vgl. auch Hagemann-White 1994).

Für Helga Kelle (2000) besteht ein grundlegender Unterschied darin, entweder die Konstruktion von Geschlechterdifferenz und Zweigeschlechtlichkeit zu untersuchen oder die Konstruktion von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit. Nach ihrer Auffassung rezipiert die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung sozialkonstruktivistische und ethnomethodologische Ansätze vorwiegend unter dem Aspekt von Subjektkonstitution und setze den methodischen Schwerpunkt auf Analysen von Rekonstruktionen, die die Beforschten selbst liefern. Damit sei die ethnomethodologische Forschung aber zu eng rezipiert. Der Akzent beim „doing gender“-Konzept liege zunächst auf der *interaktiven* Konstruktion. In Interaktionen interpretierten sich die AkteurInnen fortlaufend wechselseitig und wechseln Akteurs- und Rezipientenrolle ab. Erst in der Abfolge und dadurch, dass die Einzelakte und -interpretationen aufeinander bezogen werden, konstituieren sich gemeinsame Bedeutungen. Es gehe also nicht in erster Linie um Geschlechtsidentitäten, sondern um Mechanismen der praktischen Hervorbringung sozialer Bedeutungen (vgl. ebd., S. 119). Auch Kelle hebt die besondere Bedeutung der Entknüpfung von „Geschlecht“ und „Subjekt“ hervor. „Wir sind

oder haben unser Geschlecht nicht in einem substantiellen Sinne, sondern tun es – zusammen mit anderen, in Interaktion und fortlaufend immer wieder neu. Und wir verfügen alltagsweltlich nicht über das Wissen, „wie wir es tun, (Hirschauer 1993, S. 57)“ (ebd., S. 121).

Sie verfolgt diesen Gedanken, indem sie die Frage stellt: „Wohin trägt die Annahme der relativen Eigenständigkeit des Ablaufs kultureller Praktiken von den Subjekten? Welche Effekte und Ergebnisse erbringen die ‚mikroskopischen, ethnomethodologischen Methoden? Sie führen hinein in die Probleme der Flüchtigkeit, Subtilität und Differenziertheit alltagsweltlicher Aktivitäten, die sich zugleich als methodologische Probleme der Komplexitätsbearbeitung stellen“ (ebd., S. 128). Kelle verfolgt mit dieser Perspektive die Möglichkeit, die Bedeutung von Geschlecht im Handlungsfeld zu konstituieren und damit die Rolle der Subjekte als Bedeutungsträger zurückzunehmen. Meinem Eindruck nach scheinen hier Verknüpfungsmöglichkeiten von empirischer Forschung und Butler'schen Denkfiguren auf, die einer genaueren Analyse wert sind. Nicht die Subjekte konstituieren hier Bedeutungen, sondern Bedeutung wird im Handlungsfeld bzw. im diskursiven Feld konstituiert und in Interaktionen verschoben. Bedeutungen, die durch historisch generierte soziale Konstruktionen und Machtgefüge entstanden sind, gehen in diskursive Zusammenhänge ein, und jede Handlung bekommt ihren spezifischen Sinn in ganz bestimmten diskursiven Zusammenhängen. Die auch von Butler gemeinte Berücksichtigung des einer Handlung zugrunde liegenden Diskurs-Horizonts kann so mit Hilfe von ethnomethodologischen Verfahren erfasst werden. Bezogen auf Geschlecht ist damit vor allem die Konstruktion von Geschlechterdifferenz zu untersuchen, sowie die Frage, wie die Zweigeschlechtlichkeit und die Matrix der Heterosexualität immer wieder fundamentale Bedeutung bekommen.

Anja Tervooren (2001) bezieht sich in ihren empirischen Untersuchungen über die Konstruktion von Geschlecht auf Butler, und zwar insbesondere auf ihren Begriff der „Performativität von Geschlechtsidentität“ (ebd., S. 157). Butler geht davon aus, dass das Subjekt sich erst durch performative Akte konstituiert, die deshalb performativ genannt werden, weil sie erst hervorbringen, was sie zeigen. Butler fokussiert die „performance“, also die Aufführung der Körper, und grenzt sich von der Vorstellung ab, das Subjekt verschaffe seinem inneren Kern über seine Handlungen Ausdruck. „Anders formuliert: die Akte, Gesten und Inszenierungen erzeugen den Effekt eines inneren Kerns oder einer inneren Substanz; doch erzeugen sie ihn auf der *Oberfläche des Körpers* [...]. Daß der geschlechtlich bestimmte Körper performativ ist, weist darauf hin, dass er keinen ontologischen Status über die verschiedenen Akte, die seine Realität bilden, hinaus besitzt“ (Butler 1991 200 Hervorhebung im Original). Ansetzend bei der Theorie der Sprechakte nach Austin verdeutlicht Butler ihre Position (vgl. Butler 1997), indem sie das Benennen oder Anrufen als Mädchen und Junge als soziale und juristische Formierung versteht, durch welche das Subjekt erst ein soziales und damit lebensfähiges Subjekt wird. Butler begreift die Anrufung als ein Akt, der sowohl auf die Annahme durch das Subjekt angewiesen ist als auch ganz andere Effekte als die vom Anrufenden intendierten hervorbringen kann. Geschlechtwerdung basiert also auf stetigen Wiederholungen und Verschiebungen von Normen. Butler geht es darum, zu zeigen, wie Normen (u.a. des Ge-

schlechts oder der Heterosexualität) im Rahmen diskursiver Räume durch soziale, performative Akte bestätigt oder verändert werden.

Für Anja Tervooren bietet der Performativitätsbegriff Butlers eine Möglichkeit, das Erlernen von Geschlecht in Interaktionen zu beschreiben. In ihrer Interpretation von Interaktionen verfolgt sie insbesondere das Ziel, Aufschluss über das Verhältnis von Aktivität und Konstituiertsein durch die symbolische Ordnung zu gewinnen, indem sie in der Interaktion die Anrufung als Geschlecht und die Reaktionen von Mädchen und Jungen in der Interaktionssituation untersucht. Geschlecht kommt also dann ins Spiel (der Interaktion), wenn eine Seite auf der Ebene geschlechtlicher Bedeutung agiert oder reagiert. Das muss nicht die explizite Benennung sein, sondern kann sich auch durch Gesten oder Akte zeigen. Tervooren ist es wichtig, die Interaktion zu interpretieren, durch die häufig eine Verschiebung der Bedeutung geschieht.

Im Zusammenhang mit der Entknüpfung von „Geschlecht“ und „Subjekt“ verweist Kelle auf die Notwendigkeit, das Alltagswissen der Individuen als Gegenstand zu betrachten, der methodisch auf Distanz gebracht werden müsse. In diesem Zusammenhang gibt sie die Kritik an Interviewverfahren wieder, die „gewissermaßen zu viele Eigenschaften“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 23) hätten. Dagegen würden ethnomethodologische Ansätze, die alltagsweltliche, interaktive Prozesse mit Mitteln audiovisueller Aufzeichnungen untersuchen, eher *registrieren* statt *rekonstruieren*. Dieser Kritik an der Untersuchung von Geschlecht durch rekonstruktive Methoden wie der Biographieforschung nimmt Bettina Dausien (2000) die Plausibilität mit folgendem Argument: Eine Untersuchung von Geschlecht könne nicht den Identitätsaspekt außer Acht lassen, da sich Geschlecht von Anfang an in die Lebensgeschichte einschreibe und ein wesentlicher Bestandteil der Konstruktion der eigenen Biographie sei, jenseits von Selbstdeutungen oder bewussten Handlungen. Indem die Biographieforschung die „egologische“ Perspektive der Akteure gerade nicht ausklammere, sondern forschungsmethodisch verschiedene Ebenen voneinander trenne und aufeinander beziehe, sei die geforderte Distanz im Forschungsprozess gewahrt (vgl. ebd., S. 108). Kelle ihrerseits konzidiert auch die Grenzen der ethnomethodologischen Verfahren, die etwa in der technischen Überformung des Feldes oder der Ausschnitthaftigkeit bzw. der Grenzen in Bezug auf größere Gruppen liegen. Zudem würde dem ethnomethodologischen Ansatz der Vorwurf gemacht, „dass Differenzen sich nicht nur gegenwärtig und interaktiv materialisieren, sondern auch über die Aufschichtung sozialer Praxis und Erfahrung“ (Kelle 2000, S. 127). Kelle betont die Chance, die in der Unterscheidung zwischen der Untersuchung unbewusst ablaufender Routinen und Handlungen durch Beobachtungen oder audiovisuelle Aufzeichnungen und der Untersuchung von Alltagstheorien und subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen durch Auswertung von Interviews besteht. Die Unterscheidung der Verfahren ermöglicht ihre Kontrastierung und Ergänzung.

Für Verfahren, die Alltagstheorien oder Wirklichkeitskonstruktionen rekonstruieren, bietet sich die Biographieforschung an, die sich auf sozialkonstruktivistische Ansätze stützt. Bettina Dausien vertritt die Position, dass Biographie als theoretisches Konzept und methodischer Ansatz die Möglichkeit bietet, den Identitätsaspekt von „doing gender“-Prozessen empirisch zugänglich und theo-

retisch anschlussfähig zu machen (vgl. Dausien 2000, S. 99). Im Begriff der „biographischen Konstruktion“ stecke zum einen die Bedeutung, Biographie als Produkt gesellschaftlichen Handelns, Biographie als Institution aufzufassen. Es gehe um geronnene soziale Konstruktionsprozesse in Form von Gesetzesvorschriften, bildhaften oder sprachlichen Symbolen, Personalakten, Lebensläufen u.a., mit denen sich Mitglieder der modernen westlichen Gesellschaften auseinandersetzen müssen. Zum anderen meine der Begriff „biographische Konstruktion“ den Prozess des Konstruierens selbst. Lebensgeschichten seien als reflexive Strukturierungen von Erfahrungen eine konkrete Leistung der Akteure. Im Prozess der biographischen Arbeit werden Erfahrungsaufschichtungen gebildet und werden Biographien je nach biographischem Standpunkt und Rahmen immer wieder neu ausgelegt. „Doing biography“ also lasse sich parallel zu „doing gender“ als Auseinandersetzung mit gesellschaftlich geronnenen institutionellen Vorgaben und individueller Arbeit interpretieren. Das Besondere sei die zeitliche Struktur von Biographie, die es ermögliche, nicht nur synchrone, durch Interaktion hervorgerufene Bedeutung, sondern auch diachrone, im Verlauf des Lebens generierte Bedeutung zu analysieren. Insofern könne mit diesem Verfahren auch der Identitätsaspekt von Geschlecht oder die historisch geronnene Bedeutung von Interaktion erfasst werden.

Der Biographieforschung geht es keineswegs um das bloße Nacherzählen der Akteurs-Perspektive. Das narrationsstrukturelle Auswertungsverfahren nach Schütze beispielsweise, das sich vorwiegend auf narrative Interviews bezieht, weist sehr elaborierte Techniken aus, die die verschiedenen Ebenen von Interviews analytisch trennen und wieder aufeinander beziehen. Kern des Konzeptes ist es, die Darstellungen von Sachverhalten zu untersuchen und nicht in erster Linie die Inhalte des Erzählten. Schütze definiert als allgemeine Ordnungsprinzipien von Stehgreiferzählungen die Biographie- und Ereignisträger und ihre sozialen Beziehungen, die Ereignis- und Erfahrungsverkettungen im Erzählen, Situationen, Lebensmilieus und soziale Welten, sowie die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Im Bereich der Erfahrungsverkettung definiert er weiterhin verschiedene Prozessstrukturen: institutionelle Ablaufmuster, handlungsschematische Strukturen, Verlaufskurven und Wandlungsprozesse (vgl. Schütze 1981 1983 1984). Diese Kognitiven Figuren des Erzählens bieten die Möglichkeit, quasi hinter den bewussten Intentionen der Erzählerinnen und Erzähler ihre Wirklichkeitskonstruktionen zu rekonstruieren. Die These ist, dass Geschlecht in Form von gender-Zuschreibungen und normierenden Maßstäben sich in diese Konstruktionen einschreibt, wobei das Verfahren ermöglicht, sowohl gesellschaftliche Zuschreibungen als auch je individuelle Performanzen zu identifizieren (vgl. von Felden 2003).

Dausien betont ebenso wie Kelle die Unterscheidung, aber auch Ergänzung der Verfahren, je nach Fragestellung hinsichtlich der Konstruktion von Geschlechterdifferenz oder der Konstruktion von Weiblichkeit bzw. Männlichkeit. Dausien hebt dabei besonders hervor, dass die Biographieforschung ermögliche, am jeweiligen Einzelfall, der als komplexe Figuration betrachtet wird, geschlechtlich aufgeladene Bedeutungen zu erfassen, ohne sie Frauen und Männern zuzuordnen. An den Figurationen können Bedeutungen exemplifiziert werden, die auf Geschlecht verweisen, aber auch eingebettet sind in weitere Differenz-

konstruktionen, wie Klasse, Ethnizität, Generation usw. (vgl. Dausien 2001, S. 71). Offenbar erscheint es sinnvoll, je nach Forschungsfrage und Perspektive sowohl die unmittelbaren Interaktionen, wie auch die narrativen und reflexiven Rekonstruktionen im Blick der Forschung zu haben. Entsprechend schlägt Kelle vor: „In ethnographischer oder ethnomethodologischer Perspektive können wir erstens die Konstruktion je gegenwärtiger sozialer Bedeutungen in unmittelbaren Interaktionen, das praktische *sense-making* [...] erforschen wollen. Ein anderer Schwerpunkt wären die diskursiven Konstruktionen der Geschlechtszugehörigkeit und des Geschlechterverhältnisses. Nicht alle Interaktionen laufen *face-to-face* ab, eine Vielzahl von Medien vermitteln und bestimmen öffentliche bzw. kulturelle Diskurse. Drittens kann es in biographischer Perspektive um die narrativen oder reflexiven Rekonstruktionen subjektiver Bedeutungen als Mann oder Frau gehen (vgl. Dausien 2000). Analog beziehen sich viertens die Repräsentationen und Rekonstruktionen kollektiver Sinngebungen auf die (eigene) Geschichtsschreibung einer Gruppe/Bewegung/eines Geschlechts“ (ebd., S. 128-129).

5. Beispiele für die konkrete Untersuchung von Geschlecht mithilfe von biographischen und ethnomethodologischen Verfahren

Sowohl Helga Kelle und Anja Tervooren als auch Bettina Dausien und ich selbst haben ihre Verfahren zur Analyse von Geschlecht auf einer konkreten Ebene der Interpretation von Material vorgestellt und offene Forschungsfragen formuliert. Darauf möchte ich im Folgenden eingehen.

Helga Kelle (2001) nimmt sich vor, der Frage nachzugehen, wie genau „Geschlecht“ in Interaktionen „gemacht“ und mit Bedeutung ausgestattet wird. Ausgehend von der Prämisse einer „differentiellen Relevanz von Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung“ (Hirschauer 2001) – im Unterschied zur Omnirelevanz – interpretiert sie dichte soziale Situationen, in denen die Forschung es mit „Mehrkanaleffekten“ und dem Wechsel zwischen unterschiedlichen „Rahmen“ (Goffman 1980) zu tun hat. Nach Kelle verwendet Goffman den Rahmenbegriff für Interpretationsschemata, Bezugssysteme oder Referenzkontexte, in denen Teilnehmer Situationen definieren, ihre Handlungen wechselseitig interpretieren und ihre Erfahrungen organisieren. Ebenso wichtig sei bei Goffman das Konzept der Modulationen, das die Transformation von Tätigkeiten oder „Stücken von Handlungen“ bezeichnet. In Spielen, Täuschungen oder Ritualen finde man Modulationen von Handlungen, die im „primären“ Rahmen anders gemeint seien (vgl. Kelle 2001, S. 45). Kelle interpretiert die Interaktion in einer Mädchengruppe, die ein szenisches Spiel zum Thema „Gewalt auf Schulhöfen“ ausarbeitet. Dabei stellen Mädchen auch die Jungen dar, so dass das Thema „gender crossing“ implizit in die Situation eingeht. Kelle stellt fest, dass auf der Ebene des Stückes „allmählich stereotype Geschlechterrollen herauspräpariert [werden], andererseits [...] an verschiedenen Variationen der Prügelzene [...] zu sehen [ist],

daß deren Umsetzung mit Widerständen zu tun hat. [...] Im Verlauf der Proben werden so Geschlechtsdarstellungen stereotypisiert und konterkariert zugleich“ (ebd., S. 47). Auf der Ebene der Produktion des Stückes ist zunächst festzuhalten, dass verschiedene Mädchen unterschiedliche Funktionsrollen einnehmen und dass es zu zwei Gruppen kommt, die unterschiedlich agieren. Die eine Gruppe vertritt einen ungezügelteren Aktionismus, der eine stark sexualisierte und geschlechterstereotype Ausgestaltung der Rollen der Prügelzene hervorbringt. Die andere Gruppe kritisiert dieses Vorgehen immer wieder und hält die Interpretation der Szenen nicht für glaubwürdig und plausibel. Im folgenden Verlauf der Interaktion ist zu beobachten, dass der Handlungsfluss jeweils unterbrochen wird bei gerade besonders stilisierten Geschlechtsdarstellungen der Schauspielerinnen, dass aber in der darauf folgenden Diskussion die Geschlechtsdarstellungen nicht zum Thema werden, sondern dass es um Authentizitäts- und Glaubwürdigkeitsfragen geht. Helga Kelle unternimmt nun eine Einbettung der situativen Aushandlungen in die Interaktionsgeschichte der Gruppe und erläutert, dass der soziale Status von 9 bis 12jährigen vorwiegend innerhalb von Geschlechtsgruppen ausgehandelt werde. An Geschlechtsdarstellungen also entzündeten sich die Konflikte der Mädchen, in der Austragung der Konflikte aber werden sie nur zum impliziten Thema.

In der methodologischen Reflexion dieser Interpretation kommt Kelle auf die Frage zu sprechen, was es bedeute, Geschlecht als „ongoing interactional accomplishment“ zu untersuchen und Geschlecht im Kontext zu verorten. Sie vertritt die These, dass es der empirischen Geschlechterforschung nicht gut bekäme, wenn sie die Annahmen, Geschlecht werde fortlaufend und andauernd dargestellt und hergestellt, auf je einzelne Interaktionen rückprojizierte. „Mit den Methoden der Mikrosoziologie geht man sozusagen zu nah heran und bekommt eine zu starke Auflösung, um nicht auch permanent Widersprüchliches und Unentscheidbares vorzufinden: ‚Geschlecht, ist im Beispiel fraglos im Spiel – aber wie genau und auf wie viele verschiedene Arten, das ist nicht einfach zu fassen“ (ebd., S. 54). Kelle schlägt vor, dass Interaktionsforschungen die Zeitschienen von „doing gender“-Prozessen, die sie in den Blick nehmen, klären und die Dimensionierung des Kontextes sowohl theoretisch begründen als auch methodologisch umsetzen müssen. Sie rät Forscherinnen und Forscher, noch hinter die Erwartung zurückzugehen, doing oder undoing gender Prozesse zu finden, also ergebnisoffen zu bleiben und bei den situierten Handlungsproblemen der Teilnehmenden anzusetzen.

Anja Tervooren wendet den Performativitätsbegriff Butlers in ihrer Interpretation von Interaktionssituationen in einer Grundschulklasse an (Tervooren 2001a 2001b). U.a. stellt sie eine Situation dar, in der ein Lehrer eine Gruppe von Kindern für den Aufbau einer Bühnenanlage in der Turnhalle benötigt. Nachdem sich einige Kinder bereits gemeldet haben und die Diskussion bereits hin und her gegangen ist, u.a. unter dem Aspekt, welche der Kinder stark seien, sagt der Lehrer: „Wir nehmen mal Jungs diesmal“. Darauf reagieren die Kinder, indem die Mädchen ihre Arme herunter nehmen, einige protestieren, die Jungen schweigend sich weiter melden, aber auch ein weiteres Mädchen sich neu meldet. Ein Junge parodiert daraufhin die Stimme des Lehrers, indem er den Namen des Mädchens sagt. Schließlich zählt der Lehrer eine Reihe von Namen auf und nennt dabei auch den Namen des Mädchens. Daraufhin lachen einige

Kinder, der Lehrer verteidigt seine Auswahl, ein Kind kritisiert die Auswahl mit dem Argument, die anderen seien wohl „zu doof dazu“. Der Banknachbar des ausgewählten Mädchens animiert es daraufhin zum Armdrücken, sie willigt ein, er bricht den Wettkampf vorzeitig ab und beide lachen.

Für Tervooren zeigt das Lachen der Kinder, dass die Situation nicht allein als widersprüchliche Handlung des Lehrers zu interpretieren ist, sondern auch als Enteignung eines Gesetzes in dem Sinne, als Geschlecht als etwas Kontingentes, inhaltlich neu zu Füllendes erscheint. Das ausgewählte Mädchen erscheint für alle Kinder als für den Bühnenaufbau geeignet, weil es stark ist. Zum einen lachen die Kinder vermutlich über die Widersprüchlichkeit des Lehrers, zum anderen freuen sie sich eventuell über die unerwartete Wendung, durch die neue Möglichkeiten der Auswahl sichtbar geworden sind. Das Beispiel zeigt also einerseits die bindende Macht des Gesetzes, hier des Geschlechts, auf das alle Beteiligten rekurrieren, andererseits die Aufhebung eindeutiger inhaltlicher Festlegungen. Geschlechtsidentität als Akt steht somit immer in Beziehung zu anderen Kategorien, hier die der Stärke oder die der Leistung.

Bettina Dausien (2001) fragt, wie „Spuren des Geschlechts“ am biographischen Material konkret untersucht werden können. Anhand einer szenischen Erzählung aus einem Fallbeispiel einer Frau arbeitet sie zunächst heraus, dass die konkrete Geschichte Referenzen auf allgemeinere Momente von Geschlechterkonstruktionen aufweist. Einerseits bezieht sich die Erzählung auf das in der dominanten Geschlechterkultur enthaltene Muster des heterosexuellen Paares, andererseits lässt sich eine individuell-biographische Bedeutung für die erzählende Person herausarbeiten, die dieses Muster variiert. Dausien betrachtet dann den Prozesscharakter dieses heterosexuellen Musters, der durch die sequentielle Analyse der gesamten Erzählung und ihrer Erzähllinien erfasst werden kann. Im Laufe ihres Lebens schichten sich so verschiedene Variationen des Themas „heterosexuelles Paar“ auf, die im individuell-biographischen Umgang mit verschiedenen Freunden, dem Kennenlernen des Partners, der Heirat und dem Leben in der Familie besteht. „Die Fallanalyse zeigt, wie gesellschaftliche Geschlechterkonstruktionen individuell-biographisch bearbeitet – aufgegriffen oder zurückgewiesen, unterlaufen, kritisiert und mit eigenem Sinn ausgestattet – werden. Sie zeigt andererseits, wie sich soziale Regeln und kulturelle Muster der dominanten heterosexuellen Geschlechterordnung gewissermaßen als redundante Hintergrundkonstruktionen in Biographien einschleichen und als unhinterfragte Wahrnehmungs- und Handlungsmuster längst etabliert haben, ehe sie womöglich – aus Anlass konkreter Konflikte und Widersprüche – für die Erzählerin selbst reflexiv, d.h. zum Thema biographischen Handelns und expliziten Nachdenkens im Interview werden“ (ebd., S. 63). Anhand der beiden Modi biographischer Thematisierung, dem Erzählen und dem Argumentieren, erläutert Dausien die Unterschiede in der Präsentation der eigenen Biographie. Während der argumentative Stil auf eine analytisch-kritische Haltung der Person ihrer eigenen Biographie gegenüber hinweist, werden im narrativen Stil die Praktiken, Erfahrungen und Bedeutungen bestimmter Muster für die Person deutlich. „In der narrativen Aufschichtung vieler einzelner Erlebnisse bilden sie einen *biographischen Wissensvorrat* für abweichende und widerständige Perspektiven, machen eine Biographie als eigensinnige Leistung des Subjekts in

Auseinandersetzung mit (und in Absetzung von) seiner Welt überhaupt erst möglich“ (ebd., S. 64). Geschlecht lasse sich also als ein Geflecht mehrerer roter Fäden aus dem Text einer Lebensgeschichte herauspräparieren. Dabei ergeben sich auch Beziehungen von der Erzähllinie „heterosexuelles Paar“ zu anderen Erzähllinien, beispielsweise der Ausbildung und Berufstätigkeit. Hier greift Dausien auf eine weitere Erzählsequenz über Erfahrungen in der Ausbildung zurück und interpretiert die hier dargestellten Interaktionskonstruktionen. Deutlich werden Parallelen in der Hierarchie der Beziehungen, der Ansprüche auch auf den Körper bezogen und der Definitionsmacht über eine Situation bei der männlichen Position. „Hinter oder in diesen Erfahrungen werden [...] lebensweltlich verankerte Wiederholungsstrukturen wirksam und formen das Gewebe einer Lebensgeschichte durch gesellschaftlich und kulturell etablierte Geschlechterkonstruktionen mit. Die Individualität der konkreten Erfahrungsaufschichtung und die Tatsache, daß neben Geschlecht noch andere Differenzkonstruktionen (Klasse, Ethnizität, Generation usw.) in Biographien eingewoben werden, machen es jedoch schwer, diese strukturellen Einflüsse auf den ersten Blick zu erkennen“ (ebd., S. 67). Im abschließenden Vergleich zwischen einer Frauen- und einer Männerlebensgeschichte arbeitet Dausien unterschiedliche biographische Geschlechterkonstruktionen heraus. Während die Lebensgeschichte der Frau Erfahrungsaufschichtungen in Hinsicht auf ihre gesellschaftliche Positionierung als Frau beinhaltet, ist die biographische Arbeit des Mannes weniger deutlich durch seine Geschlechterposition bestimmt. Seine Erzähllinien kreisen um die dargestellte Berufskarriere und weniger um Partnerschaft und Familie. „Empirische Narrationsanalysen haben gezeigt, daß es keine trennscharfen „weiblichen“ oder „männlichen“ Erfahrungsinhalte gibt, sondern allenfalls *typische Konstruktionsweisen*, die in bestimmten historisch-sozialen Kontexten nach Geschlecht differenziert werden können, aber auch mit anderen Strukturdimensionen des sozialen Raumes zusammenhängen“ (ebd., S. 69). Insgesamt weist Dausien mit ihrer Analyse darauf hin, dass Geschlecht nicht nur interaktiv in konkreten Situationen, sondern auch im Modus biographischer Erfungsverarbeitung und -rekonstruktion hergestellt, reproduziert und verändert wird, wenngleich eine ausgearbeitete Theorie zur biographischen Konstruktion von Geschlecht noch ausstehe.

In meinem Forschungsvorhaben (vgl. von Felden 2003) habe ich narrative Interviews mit Studentinnen eines weiterbildenden Studienangebotes durchgeführt und ihre Geschlechtskonstruktionen, ihre Lern- und Bildungsprozesse, sowie ihre Rezeption des Studiums analysiert. Dabei habe ich die Interviews in Anlehnung an das narrationsstrukturelle Auswertungsverfahren nach Fritz Schütze ausgewertet, das die Möglichkeit bietet, die Art, wie ein Sachverhalt dargestellt wird, zu untersuchen und damit sowohl unbewusst ablaufende Einschreibungen von Geschlecht in Biographien als auch biographische Selbstdeutungen analysierbar zu machen. Insbesondere habe ich die Kognitiven Figuren Schützes zum Auswertungsfokus gemacht und damit die Selbstpräsentationen der Interviewten, die Darstellung der Beziehungen, ihre Erfungsverkettungen und die Konstruktionen der Räume betrachtet. Nach Fritz Schütze gelten die Kognitiven Figuren als die allgemeinen Ordnungsprinzipien, in denen Menschen ein Geschehen im Erzählen darstellen. Die These ist, dass Geschlecht in

Form von gender-Zuschreibungen und normierenden Maßstäben in die Wahrnehmung und Präsentation von Welt eingeht und die Untersuchung der Kognitiven Figuren auch unbewusste Gender-Einschreibungen deutlich macht.

In Hinsicht beispielsweise auf die Darstellung der Erfahrungsverkettung war in einigen Interviews auffällig, dass die Interviewpartnerinnen die Lebensphase, in der sie ihren Beruf zugunsten der Familie aufgegeben hatten, als negative Verlaufskurve darstellten. Offensichtlich hatten sie Lebensentscheidungen getroffen, die ihnen aufgrund von gender-Zuschreibungen als Frauen nahegelegt wurden, mit denen sie aber nicht zurecht kamen, so dass sich ein Konflikt zwischen eigenen Ambitionen und gesellschaftlich zugeschriebenen Aufgaben entwickelte (vgl. von Felden 2002). Um diesen Konflikt zu bearbeiten, konstruierte eine Interviewpartnerin die strikte Trennung von sozialen Räumen, in diesem Fall die Trennung von Berufs- und Familienleben. Für sie waren die Bereiche nicht verbindbar, sondern nur in einer Abfolge der Lebensphasen lebbar (vgl. von Felden 2000). Dieses Beispiel zeigt, wie sich geschlechtliche Zuschreibungen in Lebensläufe einschreiben, Wahrnehmungskonstruktionen hervorrufen und Lebensentscheidungen beeinflussen. Dabei ist besonders interessant, wie unterschiedlich Individuen mit zugeschriebenen Normen umgehen, sie erfüllen, abwehren oder performieren.

In einem weiteren Beispiel wurde deutlich, dass eine Veränderung der Selbstpräsentation im Laufe des Lebens vom Anerkennungspotential durch gesellschaftliche Normen abhängig ist. Eine Interviewpartnerin, die als lesbische Frau auf ihr „Anderssein“ in Hinsicht auf die heterosexuelle Norm zunächst mit Selbstverleugnung reagierte, baute über ihre Wahrnehmungskonstruktion der Unabhängigkeit durch Berufstätigkeit und Hausbesitz eine persönliche Stärke auf, die sie in alternative gesellschaftliche Gruppen führte, in denen sie Anerkennung erfuhr und sie sich zunehmend selbst akzeptieren konnte. Einerseits erfüllte sie damit die gesellschaftliche Norm, nach der Unabhängigkeit und Autonomie als aner kennenswert gilt, andererseits suchte sie sich gesellschaftliche Kreise, die „andere“ Normen lebten und ihr befriedigende soziale Erfahrungen boten (vgl. von Felden 2003). Auch in diesem Beispiel ist deutlich, dass Geschlecht nur in Zusammenhang mit anderen Differenzkategorien jeweils spezifisch wirkt und je nach Situation oder Erfahrungsaufschichtung unterschiedliche Reaktionen hervorruft.

Biographische und ethnomethodologische Verfahren untersuchen Geschlechtskonstruktionen also mit Hilfe von diachronen und synchronen Perspektiven, indem sie entweder biographisches Material (Autobiographien oder narrative Interviews) oder Interaktionssituationen anhand von elaborierten Auswertungsmethoden analysieren. In allen Verfahren geht es um die Frage nach dem Verhältnis von Aktivität und gesellschaftlichem Konstituiertsein, sei es als biographische Leistung von Akteuren oder als Performativität in Interaktionen. Die verschiedenen Verfahren stellen übereinstimmend fest, dass Geschlecht immer zusammen mit anderen Kategorien wirkt und von daher die Ausarbeitung von Theorien zur Analyse der Konstruktion von Geschlecht weiterhin gefordert ist.

Literatur

- Abels, G.: Zur Methodologiedebatte in der feministischen Forschung. In: Friebertshäuser, B./Prengel, A. (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim und München. S. 131-143
- Amann, K./Hirschauer, S.: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt/Main 1997, S. 7-52
- Becker-Schmidt, R.: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchner, L./Wagner, I. (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien 1987, S. 10-25
- Behnke, C./Meuser, M.: Geschlechterforschung und qualitative Methoden. Opladen 1999
- Butler, J.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main 1991
- Butler, J.: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/Main 1993, S. 31-58
- Butler, J.: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/Main 1997
- Dausien, B.: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen 1996
- Dausien, B.: „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle/Schlüter, Anne (Hg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000, S. 96-115
- Dausien, B.: Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlecht im Kontext der Biographieforschung. In: Feministische Studien 19 (2001), H. 2, S. 57-73
- Felden, H. von: „Ich will einfach das Gefühl haben, ich gehöre dazu und ich nehme am Leben teil“ – eine biographische Rekonstruktion. In: Lemmermöhle, D./Fischer, D./Klika, D./Schlüter, A. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000, S. 161-172
- Felden, H. von: Studium und Biographie. Zur Rezeption von Studienangeboten als Anstoß zu biographischen Veränderungen. In: Kraul, M./Marotzki, W. (Hrsg.): Biographische Arbeit. Perspektiven erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen 2002, S. 270-284
- Felden, H. von: Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne. Zur Verknüpfung von Bildungs-, Biographie- und Genderforschung. Opladen 2003
- Garfinkel, H.: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, NJ 1967
- Glaser, B. G./Strauss, A. L.: Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie. Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung. In: Hopf, C./Weingarten, E. (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979
- Giddens, A.: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt/Main, New York 1984
- Gildemeister, R./Wetterer, A.: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg 1992, S. 201-254
- Goffman, E.: The Arrangement between the Sexes. In: Theory and Society, 4 1977, S. 301-331
- Goffman, E.: Rahmenanalyse. Frankfurt/Main 1980 (im Original 1974)

- Hagemann-White, C.: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: *Feministische Studien* 11 (1993), H. 2, S. 68-79
- Hagemann-White, C.: Der Umgang mit Zweigeschlechtlichkeit als Forschungsaufgabe. In: Diezinger, A. u.a. (Hrsg.): *Erfahrung mit Methode*. Freiburg 1994
- Hausen, K.: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Rosenbaum, Heidi (Hg.): *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur*. Frankfurt/Main 1978, S. 161-191
- Hirschauer, S.: Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten. In: *Feministische Studien* 11. Jg. Heft 2, Weinheim 1993, S. 55-67
- Honegger, C.: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*. Frankfurt/Main, New York 1991
- Kelle, H.: Das ethnomethodologische Verständnis der sozialen Konstruktion der Geschlechterdifferenz. In: Lemmermöhle, Doris/Fischer, Dietlind/Klika, Dorle/Schlüter, Anne (Hg.): *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen 2000, S. 116-132
- Kelle, H.: „Ich bin der die das macht“. Oder: Über die Schwierigkeit, „doing gender“-Prozesse zu erforschen. In: *Feministische Studien* 19 (2001), H. 2, S. 39-56
- Knapp, G. A.: Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In: Becker-Schmidt, R./Knapp, G. A. (Hrsg.): *Feministische Theorien zur Einführung*. Hamburg 2000, S. 63-102
- Laqueur, T.: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/Main 1992
- Mead, G. H.: *Geist, Identität und Gesellschaft – aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt/Main 1973
- Mies, M.: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 1 1978, S. 41-63
- Müller, U.: Feminismus in der empirischen Forschung. In: Diezinger, Angelika u.a. (Hg.): *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*. Freiburg 1994, S. 31-68
- Rendtorff, B.: Geschlecht und Subjekt. In: Lemmermöhle, D./Fischer, D./Klika, D./Schlüter, A. (Hrsg.): *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Opladen 2000, S. 45-60
- Rendtorff, B./Moser, V.: *Geschlecht und Geschlechterverhältnisse in der Erziehungswissenschaft. Eine Einführung*. Opladen 1999
- Schütz, A.: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt/Main 1974
- Schütze, F.: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg 1981, S. 67-156
- Schütze, F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 3, Neuwied 1983, S. 283-293
- Schütze, F.: Kognitive Figuren des autobiographischen Stehgreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart 1984, S. 78-117
- Terhart, E.: Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim und München 1997, S. 27-42
- Tervooren, A.: Körper, Inszenierung und Geschlecht. Judith Butlers Konzept der Performativität. In: Wulf, C./Göhlich, M./Zirfas, J. (Hrsg.): *Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln*. Weinheim und München 2001a, S. 157-180

- Tervooren, A.: Pausenspiele als performative Kinderkultur. In: Wulf, C. u.a. (Hrsg.): Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften. Opladen 2001b, S. 205-248
- Wilson, T. P.: Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Opladen 1981, S. 54-79